

(12. Fortsetzung.)

gab der Großmutter das Ge-  
Treppe hinunter bis an die  
artenpforte, obgleich diese sie  
lich zurückwies, weil sie sich da-  
Ungelegenheiten zuziehen könne.  
sie ließ die Alte nicht gern allein  
das Haus gehen, denn sie wußte,  
dieselbe immer unlaute Dinge  
Sinn hatte.

An der Gartentreppe traf sie Christ-  
ime mit ihrem Schatz. Das Mädchen  
sah ihre Frau ins Gesicht und ließ sich  
diesmal in ihrer Unterhaltung nicht  
föhen.

„Komm herein, Christine!“ sagte sie  
strenger als sonst, „ich will die Garten-  
pforte schließen.“

Das Paar trennte sich, und man-  
lend trottelte die Magd hinter ihr her.  
„Du weißt, Christine, daß Du Dich  
Abends nicht mit Deinem Schatz tre-  
fen sollst,“ sagte Billa, „käm es wie-  
der vor, so müßte ich es Frau Bülz sa-  
gen.“ Damit ging sie ins Haus.

Die Magd machte eine Pause. „Wart-  
nur, Dir will ich es eintränten. Ist  
die alte Here, von der keiner was wis-  
sen will, denn besser als mein Schatz,  
der Geselle vom Bäcker Lutz?“

Erwin Falk beachtete Billa jetzt noch  
weniger als früher, sie schien kaum noch  
für ihn vorhanden. Aber wenn ihr  
Schritt auf der Treppe erklang oder  
wenn sie auf dem Hof ihre Pflegebe-  
sorgenen zusammenrief und es da ein  
fröhliches Plätern, Rennen und Stul-  
sen gab, dann flochte die Gänsefeder  
des Hausföhnes mitten in der Arbeit,  
und er verfolgte von seinem Fenster  
aus das anmuthige Schauspiel so ange-  
legentlich, als hätte er es noch nie-  
mals im Leben gesehen.

„Billa,“ sagte einmal sein Oheim,  
Arnold Falk, indem er zu dem Mäd-  
chen hinaustrat, „ich habe hier wieder  
ein neues Buch für Dich, das ich eben  
vom Buchhändler erhalten habe.“

Es war die Luise von Voh.

Das Mädchen dankte strahlend vor  
Freude und wußte die Hand des immer  
gütigen Mannes, wie sie oft gethan,  
tüssen.

„Nicht doch, mein Kind, das sollst  
Du nicht thun,“ sagte Arnold Falk,  
indem er ihr die Hand entzog und  
freundlich über ihr blondes Haar strich.

Da sprang Erwin hastig auf und  
rief aus dem Fenster: „Oheim, ver-  
zeiht. Würdet Ihr Euch wohl auf ein  
Augenblick zu mir hereinbeugen,  
oder soll ich herauskommen?“

Arnold Falk erschauerte, denn er fürch-  
tete eine unangenehme Nachricht, die  
jetzt häuflig genug kam; sein Rieft rief  
ihn nicht in dieser Weise, wenn es sich  
nicht um wichtige Dinge handelte.

Als er dann im Zimmer stand, da  
stotterte Erwin vorlegen von einem  
Geschäftsbrief, dessen Fassung ihm  
nicht gelingen wollte. Er redete sich  
immer tiefer hinein und sagte endlich:  
Er wisse nun schon Bescheid, der Oheim  
möge verzeihen, daß er ihn unnütz be-  
müht.

Herr Falk gab eine verdrießliche  
Antwort. „Ich glaube, die Kriegsgel-  
üste verwirren Dir den Kopf, Erwin,“  
sagte er.

Der Maimont ging zu Ende. In  
der Stadt herrschte fieberhafte Aufre-  
gung, denn neben den Truppenein-  
zügen, Requisitionen und Einquartir-  
ungsarbeiten trieb eine Verbrecherbande  
ihre Unwesen, die Einbrüche und Dieb-  
stähle in raffinierter Schlaubeit aus-  
führte. Raubnachte auf der Land-  
straße, Mordbrennerien in den be-  
nachbarten Dörfern waren vorgekom-  
men.

Auch in den großen Weinfelder der  
Falk's hatte man eingebrochen und  
eine Partie der besten Weine entwen-  
det. Der Einbruch in dem Falk'schen  
Weinfelder war mit genauer Orts-  
kenntniß verübt und dazu ein geheimer  
Eingang benutzt, der direct vom  
Garten unter der Erde in die großen  
Lagerräume führte. Der Vater des  
jetzigen Chefs hatte ihn in den schwe-  
ren Kriegsjahren machen lassen, und  
da nur die Herrschaft von diesem Ein-  
gang wußte, blieb es räthselhaft, wie  
die Diebe zu dieser Kenntniß gekom-  
men waren.

Indessen verbreitete sich das Gerücht,  
daß man einem Verbrecherpaar  
auf die Spur gekommen, das unter  
vornehmem Namen in den benachbar-  
ten Städten und Bädern aufgetreten  
war.

In Wiesbaden florirte seit Beginn  
der Saison eine schöne, elegante Frau,  
die, von reichgalonirter Dienerschaft  
und einer Kammerfrau begleitet, einen  
vornehmen Eindruck machte. Auf der  
Promenade und bei den Festen im neu-  
erbauten Kurhaufe machten ihre  
Schönheit und ihre blendenden Toilet-  
ten Aufsehen; sie war immer von  
einem Schwarm von Verehrern um-  
geben.

Von Zeit zu Zeit gestellte sich ihr  
auch ein Herr zu, der ebenso elegant  
und vornehm ausah. Man wußte

nicht, in welchem Verhältniß er zu ihr  
stand, und gerade das romantische  
Dunkel machte die interessante Fremde  
noch interessanter.

In jener Zeit der Umwälzungen,  
wo aus dem Nichts die wunderbarsten  
Erfahrungen aufstiegen, während an-  
dere, seit Generationen von feuda-  
lem Glanz umgeben, in das Nichts  
hinabgesunken waren, nahm man es  
nicht so genau mit solchen Persönlich-  
keiten, und das Abenteuerthum fand  
nur zu fruchtbaren Boden, auf dem es  
kräftig emporblühte. Wenn sich ihr  
nun auch die höflichen Kreise trotz  
alles Brunkes, den sie einfaltete, ver-  
schlossen, so hatte die schöne Baronin  
doch die Ehre gehabt, öfter mit der  
Prinzessin Stephanie von Baden zu  
sprechen, und die junge  
Prinzessin fand Gefallen an der viel-  
gereisten und vielerfahrenen Frau, die  
so interessant zu unterhalten wußte.

Aber die Prinzessin hatte doch bald  
den, wenn auch sehr oberflächlichen  
Umgang abbrechen müssen, als es im-  
mer ruderbarer wurde, daß bei der  
Fremden im Hotel zum Herzog von  
Raffau hoch gespielt wurde und man-  
cher an solchen Abenden arg gerupft  
von dannen ging. Einer dieser Ge-  
prellten hatte sich sogar im Kurpark  
erschossen, und da der Fremden nun  
doch der Boden zu heiß unter den  
Füßen wurde, so wußte sie sich gerade  
auf und davon machen, als man sie  
mit einem Kumpen verhaftete, denn  
die Polizei, die längst ein wach-  
sames Auge auf sie gehabt, fand bei  
einer Durchsuchung ihrer Effekten  
viele Gegenstände, die sie gewaltig  
compromittirten und bewiesen, daß  
man sie mit einer raffinierten Gaunerin  
zu thun hatte.

Da fand sich ein toibareres Brillan-  
tenarmband, das die Prinzessin Ste-  
phanie einst im Kurgarten verloren zu  
haben glaubte, als sie mit der ange-  
sehen Baronin dort eine kleine Pro-  
menade gemacht hatte. Da waren  
Gold- und Silbersachen, kurz, eine  
Anhäufung von werthvollen Gegen-  
ständen, die theilweise den Besuchern  
ihres Salons abhandeln gekommen,  
von diesen aber niemals requirirt wa-  
ren, weil sie nicht eingesehen wollten  
wo sie die verloren hatten.

Und die galonirte Dienerschaft und  
die Kammerfrau, die so sehr den Ein-  
druck der feudalen Begleitung einer  
feudalen Dame gemacht, sie gehörten  
alle zu einer aröhen, weitverbreiteten  
Gaunerbande, die aus einer Menge der  
verschiedensten Mitglieder bestand.

Der Boden dieser Bande wurzelte  
in Mainz und so wurden sie denn von  
Wiesbaden in die Nachbarstadt ge-  
führt. Es machte einen seltsamen  
Eindruck, die schöne, elegante Frau in  
rauschender Seide und Federhut, eine  
Modedame nach neuestem Muster,  
neben ihrem ebenso eleganten Gefährten  
zu sehen, wie sie, umgeben von ihrem  
früheren Hofstaat, der Kammerfrau  
und den Lakaien, und dazu einige zer-  
lumpte Bagabundengefallen mit echten  
Verbrechergeschichten, in Weiterwegen  
auf Strohhäfen durch die Straßen  
führten, umringt von der johlenden  
Straßenjugend und einer neugierigen  
Menge, um ihre neue Revidenz, den  
Holzhurm, zu beziehen.

Die Gerichtsverhandlungen in den  
nächsten Tagen brachten eine unge-  
achtete Fülle von Material zu Tage.  
Man entdeckte eine Bande von Män-  
nern und Frauen, die beinahe hundert  
Köpfe zählte und theils als Krämer  
und Hausierer verkleidet, in den Häu-  
sern die Gelegenheit auszunutzen theils  
sich unter die verschiedensten  
Stände gemischt hatten, um eine Zeit-  
lang als Handwerker, Aechte, auch  
als herrschaftliche Diener zu fungiren  
und dann spurlos zu verschwinden.

Der Anführer von ihnen, Peter  
Saffel, war, wie man sich jetzt erin-  
nert, zuweilen in der Gesellschaft der  
alten Barbara Zech gesehen; man hatte  
ihn damals seiner eleganten Kleidung  
wegen für einen vornehmen Herrn ge-  
halten, der sich, wie viele, eines ihrer  
Geheimmittel bediente; nun wußte  
man Bescheid. Seine Geliebte, Ei-  
sabeth Michel, eben jene schöne Fremde  
in Wiesbaden, hatte sich sogar in die  
ersten Gesellschaftskreise zu drängen  
genüht.

Man griff begierig zur Mainzer  
Zeitung, die seit kurzer Zeit täglich  
erschien; darüber traten die politischen  
Ereignisse augenblicklich in den Hin-  
tergrund.

**Sehntes Kapitel.**

Billa war in letzter Zeit recht still  
geworden. Das sonnige Lächeln war  
von ihrem Gesicht verschwunden, es  
lag etwas Gespanntes, Belangtes  
in ihrem Wesen. Bei jedem Gespräch  
von außen schredte sie zusammen, und  
verrichtete ihre Arbeiten im Hause  
stumm und automatisch. Darüber  
vergaß sie aber nicht, sich des krän-  
ken Mannes am Bischofsplatz an-  
zunehmen, denn wann hätte Billa je  
mals einen Lebenden vermissen. Sie  
brachte ihm blühende Blumen und  
sorgte für seine Behaglichkeit. Er, der

seinen al-  
ausarzt oft kurz  
von ihr manche  
denketten erzählten,  
wie er sonst wohl gethan  
hatte, mit einem schwarzen Wort zu  
unterbrechen. Es war, als wenn je-  
desmal mit ihrem Kommen ein Sonnen-  
strahl in das stille Krankenzimmer  
glitt.

Während solcher Stunde war es,  
als Christine, die Magd, im Falk'schen  
Hause sich überzeugte, ob die Luft  
rein sei. Ja, sie war es. Die Herren  
sahen im Cempioir bei der Arbeit, und  
die Haushälterin war in ihrem Lehn-  
stuhl sanft und fest, wie immer nach  
dem Mittagessen, eingenickt.

Da schlüpfte sie eilig in Billa's  
Kammer, in der sie schon längst ein-  
mal ungestört umhau halten wollte.  
Ueber dem Nähtisch reigte ein männ-  
liches Porträt ihre Neugierde. Leider  
aber ergab es sich bei näherer Besich-  
tigung nur als ein Knabenkopf. Viel-  
leicht hätte sie die Sache doch mehr  
interessirt, wenn sie gewußt hätte, daß  
es das Kinderbild des jungen Herrn  
war, das als Mißthaten von der Fa-  
milie austrangirt und dort seinen  
Platz gefunden hatte.

Doch nun zur Hauptsache, der  
Truhe. Wie geheimnißvoll dieser  
große, braune Kasten, der mit einer  
geschliffenen Decke geschmückt war, sie an-  
sah! Wenn er nun verschlossen war!  
Doch nein, der Schlüssel steckte im  
Schloß, das sah ja fast aus, als wenn  
es hier keine Geheimnisse gab. Sie  
klappte den Deckel zurück und wühlte  
unter den Kleibern und der Wäsche.  
Aber sie mußte bis tief zum Boden  
herabsuchen, und nun kam die Angst  
doch Niemand sie überraschen könne. Da  
sah sie endlich auf einen harten Ge-  
genstand. Sie hob das letzte Klei-  
dungsstück auf—da glänzte und glänzte  
es ihr entgegen von edlem Metall. Ah!  
Das sah sie denn doch nicht gedacht!  
alle ihre Erwartungen waren ja weit  
übertroffen. — O, über diese falsche,  
scheinheilige Person, die sich noch heu-  
sammeln, Andere zu tädeln, während  
sie selbst so viel auf dem Gewissen  
hatte. Sie sollte entlarvt werden und  
sich in ihrer ganzen Schelmigkeit zeig-  
en!

Am Dompfostenplatz, dem jetzigen  
Trionplatz, sah der öffentliche Schrei-  
ber in einer kleinen Bretterbude. Ge-  
wöhnlich war diese an Markttagen  
umlagert von Köchinnen und Land-  
frauen, die sich da ihre Briefe schreiben  
ließen.

Christine war eine der letzten der  
langen Reihe, die vor der Bude Posto  
gefaßt, und das war ihr gerade recht,  
denn der Brief, den sie dem Mann in  
die Feder dikiren wollte, durfte um  
seinen Preis von einem anderen ge-  
hört werden.

Es war spät geworden, als sie end-  
lich vom Markt heimkehrte, aber den  
Schelmsorten der Haushälterin zeigte  
sie eine gleichgültige Miene entgegen.

Indessen stand Billa in heißen  
Tränen am Fenster ihres Zimmers.  
Was bisher wie ein schwerer Alp auf  
ihrer Brust gelegen, wurde nun zu  
grauenvoller Wirklichkeit. Mit den  
verbrecherischen Komplizen hatte man  
auch ein zerlumptes, heruntergekome-  
nes Weib in den Holzhurm ge-  
führt. Ihre Mutter!

Das war aus der schönen, lustigen,  
übermüthigen Eva Zech geworden, die  
man einst so hoch als Göttin be-  
ruhmte, die bei allen großen  
Aufzügen in Mainz eine so glänzende  
Rolle gespielt hatte. Von Stufe zu  
Stufe abwärts war es mit ihr gegan-  
gen, und als ihre Schönheit geschwin-  
den, da wurde sie die Genosin von  
Dieben und Einbrechern. Und auch  
Billa's Großmutter war in den Pro-  
ceß verwickelt. Man hatte in ihrem  
Hause eine Menge der gestohlenen Ge-  
genstände gefunden, im Keller lagen  
ganze Ballen geschmuggelter oder ge-  
raubter Waaren. Durch eine nicht  
sehr eingetragene Diele im Fußboden war  
die Entdeckung gemacht worden. Aber  
Frau Barbara hatte sich durch die  
Flucht der drohenden Strafe entzogen,  
alle Nachforschungen nach ihrer Ver-  
son waren bis jetzt erfolglos geblieben  
sie war spurlos verschwunden. Das  
dunkle Treiben der Alten, dessen un-  
bewußte Zeugin Billa in ihrer Kind-  
heit gewesen war, wurde ihr jetzt nur  
zu klar.

Aufföhnend verlor das junge  
Mädchen das Gesicht in den Händen.  
Welche neue Schmach bereitete ihr  
diese Verwandten, die nächsten, die sie  
auf der Welt besaß. Wie schmerzte  
sie ihr ganzes Leben lang schon daran  
getragen, und was würde ihr noch die  
Zukunft bringen!

Da trat ihre Beschützerin, Frau  
Bülz, ein, sie sah sie traurig an.

„Du sollst herunterkommen, Billa,  
zu Herrn Balthasar Falk,“ sagte sie.

In ihr Schicksal ergaben folgte  
Billa dem Ruf. Es mußte ja kommen  
wie sie gedachte. Man würde ihr an-  
lindigen, daß man sie, die Angehö-  
rige von Verbrecherinnen, nicht länger  
in dem ehrbaren Bürgerhaufe dulden  
werde. Es war recht so, es konnte ja  
nicht anders sein, aber daß Herr  
ihr weh bei dem Gedanken, denn das  
Haus war ihr zur zweiten Heimath  
geworden trotz mancher Kränkungen,  
die sie darin erfahren hatte.

In seinem Zimmer stand Balthasar  
Falk mit der Miene eines strengen  
Richters, nicht weit davon sein jün-  
gerer Bruder. Es mochte eben ein  
Wortstreit zwischen den Brüdern  
stattgefunden haben, der bei Billa's  
Eintritt jäh verstummte.

„Billa, mein Kind,“ begann Ar-  
nold, „ich konnte Dich nicht vor einer

neuen Kränkung schützen, so gern ich  
es auch wollte. So muß ich denn den  
Dingen seinen Lauf lassen.“ Sein vor-  
wurfsvoller Blick traf den Bruder.  
„Doch wird es Dir leicht werden, Dich  
gegen elende Verleumdung zu vertei-  
digen.“

„Der Vunoter ist ja die Gelegenheit  
dazu gegeben, mag sie sich doch wech-  
seln, wenn sie es kann. Diesen  
Brief fand ich heute auf meinem Pult,  
der sie eines schlimmen Verbrechens be-  
schuldigt. Kein Wunder bei solcher  
Verwandtschaft,“ sagte Balthasar mit  
einem Spott.

Er überreichte Billa einen Brief,  
die, rührende Hilflosigkeit in Blick und  
Miene, vor den beiden Brüdern stand.  
Das junge Mädchen nahm das ver-  
hängnißvolle Schreiben, die Buchsta-  
ben tanzten vor ihren Augen, doch  
endlich las sie:

„Ein unbekannter Freund macht da-  
rauf aufmerksam, daß sich in der Ver-  
kehrung von Sibilla Zech etwas be-  
findet, was schon lange vermisst wird.  
Es ist ein werthvoller Gegenstand, den  
man dort vermisst hat.“

Wie auf etwas Unerhörtes, Unmög-  
liches starrte Billa auf die Buchstaben.  
Sie mußte den Brief mehrmals lesen,  
um ihn recht zu verstehen. Aber wäh-  
rend des Lesens schwand der sanfte,  
ergebungsvolle Ausdruck in ihrem Ge-  
sicht, hohe Röthe flammte empor, mit  
ruhigem, fast stolzem Ausdruck sah sie  
zu ihrem Ankläger auf.

Da stürzte Niemand in's Zimmer.  
Es war Erwin. Betroffen aliten seine  
Augen über die Gruppe. Er sah Billa's  
schmerzliche Miene, den Antlitz und  
seiner Vaters steinerne, unerbittliche  
Züge.

„Was geht hier vor?“ fragte er.

„Etwas ganz Natürliches, was ich  
singt kommen sah,“ erwiderte sein  
Vater, „aber man wolle ja meinen  
Warnungen nicht glauben. Was kann  
die Tochter und Entlein von Verbre-  
cherinnen ordentlich sein als selbst eine  
Diebin?“

„Nein, Vater,“ versetzte Erwin, in-  
der er wie schüchtern neben das Mäd-  
chen trat, „das glaubst Du selbst nicht!“  
Und dann umfaßte er ihre Handge-  
lenke mit schmerzhaftem Druck, in  
seinen Augen flammte es jäh auf.

„Billa,“ rief er, „warum mußt Du  
auch von so verwerflichem Gesindel ab-  
kommen, warum?“

Aber Billa richtete sich höher auf.  
Sie schüttelte Erwins Hände ab; es  
war, als sei sie unter den Anklagen,  
die auf sie herabschmetterten, eine an-  
dere geworden, nicht mehr das sanfte,  
schüchtern Mädchen, sondern ein stol-  
zes, willensstarkes Weib.

„Kommen Sie, Herr Falk,“ sagte  
sie, „überzeugen Sie sich selbst, ob der  
Brief die Wahrheit spricht.“ Die Worte  
klangen fast wie ein Befehl. „Kommen  
Sie!“ sagte sie noch einmal.

Und dann ging sie davon, die Treppe  
zu ihrer Dachkammer hinauf. Die an-  
deren folgten zögernd.

Sie waren in ihrem Zimmer ange-  
kommen. Nun öffnete sie den Deckel  
der Kleidertruhe, da lag oberauf das  
weiße Kleid, das sie neulich in der  
Marienandacht getragen; forschlich  
liefte sie Stück für Stück. Jetzt wurde  
das letzte herausgenommen, und — da  
lag das große silberne Kreuz, das  
dem Bischof Kolmar gestohlen war.  
Mit leisem Mehen sank Billa be-  
wußtlos zusammen.

\*\*\*

Im Hause gab es seit diesem Tage  
heftige Scenen. Die alte Zwietracht  
zwischen den Brüdern war wieder zu  
hellen Flammen emporgeleitet, aber  
auch Vater und Sohn standen sich  
feindlich gegenüber.

„Ins Spinnhaus soll die Dirne!“  
hatte Herr Balthasar ergrimmt ge-  
rufen.

Da trat ihm sein Sohn entgegen.  
„Das geschieht nicht, Vater, so wahr  
ich Erwin Falk heiße; denn Billa ist  
unschuldig, dafür lege ich meine Hand  
in's Feuer.“

Herr Balthasar traute seinen Sin-  
nen nicht. „Du, Du trittst für dies  
Geschöpf ein, das Dir stets so wider-  
wärtig war? Da steht man, was da-  
bei herauskommt, wenn man Lumpen-  
gesindel in ein ehrbares Bürgerhaus  
nimmt. Und damit sie nicht noch mehr  
Unheil anrichtet, soll sie danhin, wo-  
hin sie gehört.“

„Wenn das geschieht, Vater, so gebe  
ich ihr das Ehrengeleit!“

„Erwin!“ Es klang wie ein Auf-  
schrei.

Herr Balthasar war kraftlos in ein-  
nem Stuhl gesunken, auf seiner Stirn  
stand kalter Schweiß. Er rang die  
magern, knochigen Hände.

„Ist es denn möglich, Du, der Sohn  
eines angeesehenen Hauses, und dies  
Mädchen? Erwin, Du bist mein ein-  
ziges Kind, und ich habe auf der Welt  
nichts geliebt als Dich, aber ehe ich  
das erlebe, will ich Dich lieber todt zu  
meinen Füßen sehen. Willst Du  
Schande über unser altes Haus bring-  
en? Was hat den diese Here an sich,  
daß sie Dich und alle umgarni?“

„Was meinst Du, Vater?“ stotterte  
Erwin. Und dann trat eine schweiß-  
sange Pause ein. Vater und Sohn  
starrten sich an, als entdekte jeder an  
dem anderen etwas Neues, Unerwar-  
tetes.

Da ertönte plötzlich ein hartes, rau-  
hes Lachen. „Ich und die Billa Zech?“  
In Erwins Gesicht lag jetzt der volle,  
unbeugsame Hochmuth des reichen  
Bürgerjohnes.

Tief aufnehmend lehnte sich Herr  
Balthasar in seinen Sessel zurück.  
Rein, es war doch nicht das, er hatte  
sich geirrt.

„Ich und die Billa Zech?“ rief Er-  
win noch einmal, und dann fürzte er

hinaus. In seinen Augen stieg es  
heiß empor. Waren es Thränen der  
Wuth oder des Schmerzes? Er gab  
sich selbst keine Rechenschaft darüber.  
Indessen lag fiebernd im Bett, in  
dem bleichen Gesicht; der Ausdruck un-  
gütlicher Weis.

Frau Bülz pflegte sie nach Kräften,  
aber sie konnte ihr nichts das geben,  
was ihr am nöthigsten war, Gemüths-  
ruhe.

Ihre angstvollen Augen irren un-  
ruhig hin und her, bei jedem Schritt  
auf der Treppe zudte sie zusammen,  
und dann kamen in der Nacht böse  
Phantasiegebilde, die ihr schreckliche  
Bilder vorgaukelten. Sie sah sich im  
Holzhurm, dann im Gerichtssaal, an-  
geklagt von den neugierigen, er-  
barmungslosen Augen einer spottlustigen  
Menge, die mit Finger auf sie  
wies. Dann umklammerte sie ihre  
Pflegerin mit zitternden Händen:  
„Schützt mich, sie wollen mir an's Le-  
ben, wollen mich brandmarken, und  
ich that ja doch nichts, ich bin unschul-  
dig!“

Und im Dunkel der Nacht schlich  
Niemand auf leisen Sohlen die Treppe  
hinauf und lauschte an der Kammer-  
thür, um dann in des jungen Herrn  
Zimmer zu verschwinden.

Doch so viel verzweifelte Qual  
konnte die alte Haushälterin nicht länger  
ansehen. Sie trat in das Zimmer  
Arnold Falks. Sie sah ihren Herrn  
finster und vormurfsvoll an.

Herr, die bösen Menschen haben  
die Billa schier um ihren Verstand ge-  
bracht. Sie stirbt, wenn nicht was zu  
ihrer Beruhigung geschieht.“

In ihrer Begleitung begab sich Ar-  
nold Falk zu der Kranken. Die schmal-  
e und durchsichtig war ihr Gesicht ge-  
worden, wie übernatürlich groß die  
Augen. Er bewachte sich über sie und  
nahm ihre abgekehrten Hände in die  
seinen.

Es kam über ihn wie ein heißer  
Strom des Mitleids; er hätte dies  
garte Geschöpf, das so hart vom  
Schicksal verfolgt war, in seine Arme  
nehmen und es weit forttragen mö-  
gen, dahin, wo die Menschen ihm nicht  
folgen konnten mit ihrem Hof und  
ihrer Rachsucht. Aber er sagte sich  
unter den forschenden Augen der alten  
Frau.

„Beruhige Dich, Billa,“ sagte er, in-  
dem er ihr die wirren blonden Haare  
aus der Stirn strich, „es soll Dir Nie-  
mand etwas anhaben. Denke daran,  
daß ich da bin, Dich zu schützen. Nie-  
mand hält Dich für schuldig, jeder  
weiß, daß eine böse Hand das silberne  
Kreuz in Deine Truhe gelegt hat. Ich  
selbst festete dem Bischof sein Eigen-  
thum wieder zu, und damit ist alles  
zu Ende.“

Da brach ein erlösender Thränen-  
strom aus ihren Augen, der erste seit  
jenem schredlichen Tage. Sie küßte  
dankbar seine Hände, und unter sei-  
nen leisen, beruhigenden Worten sank  
sie tief erschöpft in einen wohlthätigen  
Schlummer.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Heinrich, „de marktwärdige  
man“.

Obgleich kaum ein halbes Jahr seit  
dem Einzug des Prinzen Heinrich der  
Niederlande an der Seite von „ons  
Willemlentje“ in der Hauptstadt des  
Landes verfloßen ist, kann man mit  
Fug und Recht behaupten, daß der  
Prinz schon jetzt in allen Kreisen po-  
pular ist. Ein — allerdings neben-  
sächlich — Beweis für diese Behaup-  
tung ist das gegenwärtige Stillstehen  
der rothen Presse über das Thun  
und Lassen des Prinzen; schon ge-  
legentlich seines Besuches als Bräutigam  
bemänalt diese an ihm so ziemlich al-  
le. Prinz Heinrich mußte selbstver-  
ständlich ein Autokrat vom reinsten  
Wasser sein, ein „Durchläuchting“, der  
die Unterthanen seiner Gemahlin theil-  
weise mit der Keilpeitsche zu erzischen  
beabsichtige.

Daß der prinzipale Bräutigam Hir-  
sche schloß, all die zahmen Hirsche, die  
der König für gewöhnlich aus der  
Hand freisen, das war einfach ge-  
wöhnlich. (Von wilden Hirschen in den Soeren-  
schen Wäldern schienen die rothen Stri-  
bize noch nie etwas gehört zu haben).  
Und daß der „fremde Prinz“ selbst  
„den Kussler spielte“, daß er mit  
„ons Willemlentje“ in Galopp über die  
Häde fuhr, so daß man jeden Augen-  
blick befürchtete, „ons brooijlt lachend  
Willemlentje“ würde herunterfallen,  
das letzte nicht nur viele Federn, son-  
dern auch sehr viele Stridnadeln ener-  
gisch in Bewegung.

Außerdem war noch viel, sehr viel  
an dem Prinzen zu bemängeln, z. B.  
die Bidelhaude, die kerkengerade Ha-  
tung, die kurzen, militärischen Bewe-  
gungen, der mangelhafte Schnurrbart  
und dann seine Jugend. Einen grauen  
Bart brauchte er ja gerade nicht zu ha-  
ben, aber... nun ja... so...  
Was für „so“ wußte man eigentlich  
nicht anzugeben.

Merkwürdig, daß der Prinz auf sol-  
che Ansapfungen absolut nicht reagirte.  
Er kam nicht im Sechspanner  
nöthentlich wenigstens einmal um die  
Günst der Amsterdamer buhlen; er lud  
sich — Wunder über Wunder! — nicht  
zu Gaste bei der Firma Droogstoppel  
en Co. oder bei Rijshuysen Abraham „in  
Effekten“; er verzog sein Gesicht nie  
zu einem süßlichen Lächeln, wenn bei  
der Defileertour ein Patrizier an ihm  
vorbeizog... „n merkwaardige  
man!“

Man ließ seine Hirsche, Birkhähne  
und Pferde endlich in Ruhe. Die gu-

ten Rathgeber rietthen nie  
aufhören nur mehr besche-  
sche; sie waren zufrieden, wenn  
Prinz täglich 2—3 Ausstellungen er-  
öffnen, danach einige höchst wichtige  
„vergaderingen“ präsidiren und nach  
dem Essen mit einigen gelehrten Her-  
ren wissenschaftliche Probleme lösen  
wollte. „De merkwaardige man“ ließ  
auch diese Winische unberücksichtigt.

Statt dessen hörte man von An-  
fortsetzungen in mageren Heidestrichen,  
die er besohlen hatte und häufig be-  
sichtigte, von Besuchen, die er einigen  
landwirthschaftlichen Musterwirth-  
schaften machte, von stundenlangen  
Ritten in glühender Hitze, denen mili-  
tärliche Inspektionen folgten, und  
dann auch von seinen Besuchen in Am-  
sterdam. Wat 'n merkwaardig man!  
Er kam nicht im Vier- oder Sech-  
spanner; der bürgermeisterliche Lan-  
dauer genügte ihm völlig. Und dann  
... er trug nicht einmal eine Uni-  
form. Ein Deutscher, ein Obotrite,  
ein niederländischer General und Ad-  
miral und... und... nicht in Uni-  
form! „Ree, nee, da's merkwaardig!“

Und der „prins in politiek“ sah sich  
alles so genau an, die Schiffswerften,  
die Schiffe, die Hafenanlagen, die Ar-  
beitgeber und die Arbeiter; er sprach  
sogar mit ihnen, nicht gesucht, nein,  
so wie der Mensch zum Menschen spricht,  
dessen Thun er würdigt.

Der „merkwaardige man“ avancirte  
im Volksmund zum „linkte vent“. Das  
will viel, sehr viel sagen, denn der  
Holländer mißt jeden an sich selbst, und  
er schätzt sich nicht gering.

So recht in innige Berührung mit  
der öffentlichen Meinung kam der  
Prinz aber doch erst gelegentlich seines  
jüngsten Besuches in Amsterdam, der  
in Hauptstadt dem Schützenfest des  
Vereins „Glabdus Civilis“ galt.

Zunor beschickte der Prinz das  
städtische Schlachthaus, wo man auf  
den Besuch absolut nicht vorbereitet  
war.

Als die Viehhändler und Megger  
davon hörten, ließen sie Handel han-  
del sein und verstärkten die Reihen  
blutiger und stallbustender Gestalten,  
die dem Prinzen begeisterte Hochs zu-  
riefen. Auch einige Ferkelchen, welche  
die Abwesenheit ihres Hirten benutzt  
hatten, um die goldene Freiheit zu er-  
ringen, gesellen sich zu den Huldigen,  
und brühten ihre Ergebnisse aus,  
indem sie ihre Schnauzen an den Ho-  
sen des Prinzen anrieben. Nun aller-  
dings erwachte die Herrschernatur der  
Doctoren im Prinzen; er brachte „dies-  
sen Unterthanen“ mit dem Spazierstock  
die Grundregeln der Erziehung bei.  
(Hoffentlich jubelt die „Rothen“ nicht  
darüber, daß sie Recht behalten haben.)

Von den Schatzschützen auf dem  
Schiefplatz wurde der Prinz begreiff-  
erweise mit Jubel empfangen. Die-  
sen Jägern und Schützen stand der  
deutsche „Hirschmeister“ ja schon von  
jeher näher.

Ein freundliches Lächeln spielte um  
die sonst so energisch geschlossenen Lip-  
pen des Prinzen, als er die Büchse in  
der Hand hielt, um den ersten Schuß  
auf 150 Meter abzugeben. 12 Krefte,  
das Maximum, wurde angezielen.  
Allgemeines Bravo.

Nun lud der Prinz den holländischen  
Schützenmeister Koster, der sich kürz-  
lich auf dem internationalen Schiess-  
wettbewerb in Zürich einige Hauptpreise  
erschossen hatte, zu einem Wettschießen  
ein. Das Resultat des Prinzen, der  
mit der Büchse des Herrn Koster, ab-  
wechselnd mit diesem, schoß, war: 11.  
10. 11. 10. 12. 11. 8. Ein vorzüg-  
liches Resultat, wenn man bedenkt,  
daß der Prinz weder die Bahn noch die  
Büchse kannte.

Herr Koster schoß: 12. 11. 11. 11. 11.  
11. 12. 10.

Jedermann war entzückt von dem  
freiwilligen Auftreten des Prinzen,  
der sich so jans gene unter den Schützen  
bewegte und für jeden ein freundliches  
Wort hatte.

Auch noch bei der Abfahrt bewies er,  
daß er nicht der unannahme, Ehrfurcht  
fordernde Autokrat ist, als welchen  
man ihn beschrieb. Im Landauer, in  
welchem er mit dem Bürgermeister und  
noch einem Würdenträger Platz ge-  
nommen, war noch ein Platz übrig.  
Baron Tindal, der Director der Wes-  
indischen Dampfschiffgesellschaft stand  
unweit des Wagens. „Baron“, rief  
der Prinz, „er ist noch ein plaatsje“, und  
Herr von Tindal nahm dem Prinzen  
gegenüber Platz. Nun ging's im  
schwarzen Trab zum Panorama, wo der  
Prinz die verschiedenen Rumbilder, u.  
A. auch solche aus dem Saremsleben  
besichtigte. „Wat zal Willemlentje  
daarvan zeggen?“ Dann ging's zum  
Tiergarten und von dort zur „Wester  
Suiter Raffinaderij“. Der letzte Be-  
such galt dem Reichsmuseum, dessen  
herrliche Kunstschätze dem Prinzen  
aufs neue entzückten.

Die englischen fliegenden Colonnen  
in Südafrika führen Pianos und Har-  
monien mit sich. Aha, die Herren En-  
gländer sind zur Einsicht gekommen, daß  
„Inobalben“ immer noch Musikinstru-  
mente zum Fortkommen bedürfen.

\*\*\*

Der Aeronaut Santos' Dumont  
hat die Entdeckung gemacht, daß ihm  
immer noch ein paar Kleinigkeiten an  
seinem Ballon fehlen. Vielleicht ein  
Fallschirm und ein Lustiffen?

\*\*\*

In Chicago hat eine Frau Bierlinge  
geboren. Bei solchem Localpatriotis-  
mus von Bürgerinnen wird Chicago  
bald Zwei-Millionenstadt sein.